Nationalwerk : "Im Namen des Vaterlandes und der leidenden Menschheit" : Anstrengungen zur Linthkorrektion 1798-1804

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Jahrbuch des Historischen Vereins des Kantons Glarus**

Band (Jahr): **78 (1998)**

PDF erstellt am: **24.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-585459

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

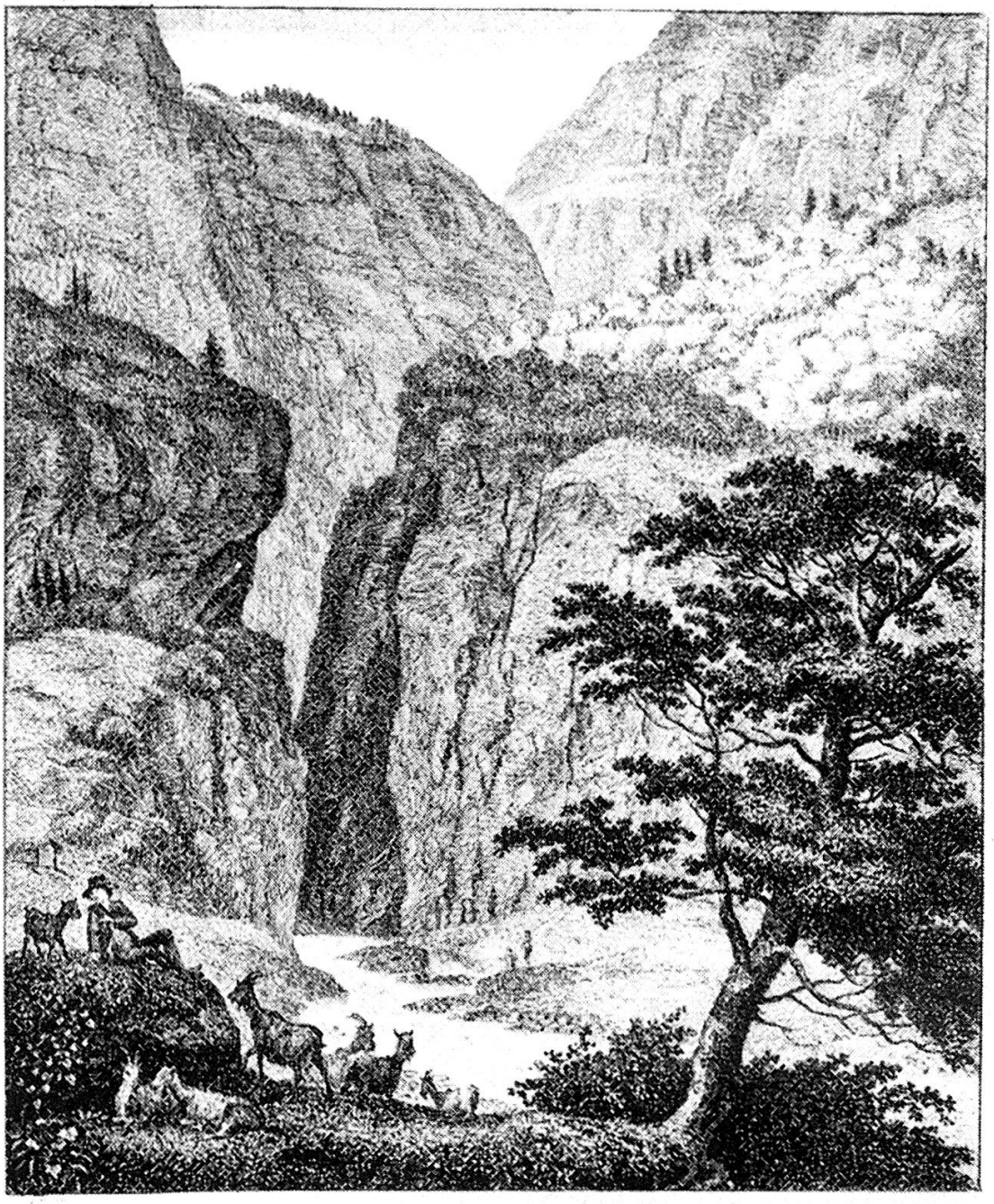
Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

NATIONALWERK



«Im Namen des Vaterlandes und der leidenden Menschheit» Anstrengungen zur Linthkorrektion 1798–1804

«Nur ein paar Worte, zum Zeichen, dass ich noch lebe. Warum ich Dir letzten Montag nicht schrieb? Meine vorige Krankheit wurde wieder recidiv und löste sich jetzt in ein kaltes Fieber [Malaria tertiana] auf. So muss also auch ich und [müssen] gegenwärtig mehr als 30 meiner Pfarrkinder unter den traurigen Folgen des ausgetretenen Sees seufzen. Wie mancher patriotische und menschenfreundliche Aufruf, diesem Übel zu wehren, vertönte vergebens …?»[1]

Pfarrer Johann Rudolf Steinmüller, Obstalden, am 31.5.1798 an Hans Conrad Escher. Alles steckt in dieser Notiz, alles, was nun zur Sprache kommen wird.

Das erste Schweizer Nationalwerk diskutierte man bekanntlich schon vor 1798, liess es während der Helvetik trotz Kriegs und leerer Kassen nicht aus den Augen, nahm es unmittelbar darnach neuerdings an die Hand und verwirklichte es schliesslich von 1807 an.

Der Helvetik wird immer wieder nachgesagt, sie habe sozusagen nichts in die Tat umgesetzt. Inwiefern trifft das im Fall des Linthwerks ebenfalls zu? Wie haben die Anstrengungen der Helvetik in dieser Angelegenheit überhaupt ausgesehen? Erlaubten sie vielleicht erst, dass dieses ungeheure Werk schon 1803, unmittelbar nach der Helvetik, Gestalt annahm und nach einer Vorbereitungszeit von wenigen Jahren begonnen und binnen einer halben Generation verwirklicht werden konnte?

Zuerst ist deutlich zu machen, aus welchen Gründen und auf welchen Wegen in den Jahren der Helvetik versucht wurde, ungeachtet des fehlenden Geldes und anderer Misslichkeiten zuhauf, die bestehenden Projekte wenigstens nicht einschlafen zu lassen, sondern weiterzuverfolgen. Dabei ist nicht zu übersehen, wie politisch, wie «helvetisch» sich das «Linthgeschäft» anliess. Die Zentralregierung musste so interessiert sein wie die Distrikte von Mels bis Rapperswil. Ein einheitsstiftender Gegenstand!

Mit mehr oder weniger unbekannt gebliebenen und neugefundenen Briefen sowie einem Bericht werden in der Folge die prekäre Situation der Linthebene und die Anstrengungen des Distrikts Glarus und der Zentralregierung zur Verbesserung der Lage heraus- und vorgestellt. Dass sich auf diesem Weg ungefragt Kleinigkeiten einstellen, die hier und da den Alltag und das Verhalten beleuchten, entsprach durchaus der Absicht. Bedauerlicherweise mussten die Stimmen aus Walenstadt (Bernold, Zugenbühler)[2]

aus verschiedenen Gründen weggelassen werden, obschon vermutlich sogar Absprachen mit den Glarnern bestanden haben.

«Gesundheit – das edelste Geschenk des Himmels» Johann Jakob Zwickys Eingabe vom 8.11.1798

Das helvetische Kapitel des Linthwerks begann so, wie es sich gehörte, mit einer Überschwemmung, die natürlich Kosten nach sich zog. Die Linth, die sogenannte Spettlinth[3], machte im Frühjahr auf sich aufmerksam, trat über die Ufer und hätte grossen Schaden verursacht, wenn nicht sogleich Abhilfe zur Stelle gewesen wäre. Die alte Zürcher Regierung versprach noch vor der helvetischen Vereinnahmung, vor dem 12.4.1798, die notwendigen Arbeiten gegen 40 Louisdors zu erledigen. Am 15.8.1798 drängte nun die Verwaltungskammer Linth die von Zürich, die Eindämmung endlich vorzunehmen.[4]

Das war der Auftakt für die Geschichte des «Linthgeschäfts» während der Helvetik. Einige Monate später, am 8.11.1798, richtete der Pfarrer von Niederurnen, Johann Jakob Zwicky, eine «Denkschrift betreffend Notwendigkeit, endlich an die vielbesprochene Korrektion der Linth heranzutreten»[5], an Regierungsstatthalter Heussy. Der wirkliche Adressat der Denkschrift war das Direktorium, denn nach der Verfassung kam es dem Regierungsstatthalter zu, Bittschriften ans Direktorium weiterzugeben. Heussy leitete die Schrift Zwickys mit einer Empfehlung am 14.11.1798 an die Direktoren: *«Die gegenwärtige Noth ist zu dringend und der künftige Nutzen zu gross, als dass Sie das Werk, das zugleich einem verdienstmangelnden Volk Arbeit und Brot verschaffen wird, zum unwiederbringlichen Schaden der Handelschaft, des Landbaues und der Gesundheit zahlreicher Mitbürger weiter auf bessere Zeiten hinausschieben könnten.»*[6] Was an dieser Notiz fasziniert, ist das neue Argument der betroffenen Kaufleute – zu denen doch Heussy selbst gehörte.

Schliesslich druckte der Regierungsstatthalter den Brief des Freundes dann zusätzlich in seinem seit dem 12.1.1799 erscheinenden «Regierungsorgan», dem «Wochenblatt für den Kanton Linth», am 1.2.1799[7]. Natürlich beabsichtigte Heussy damit nicht nur zu informieren, sondern nicht weniger, seine Bürger politisch zu beeinflussen und sie von der Wohltat der neuen Regierung zu überzeugen. Die Linthfrage hatte von allem Anfang an einen politischen Anstrich.

Was sagt nun der Pfarrer dem Regierungsstatthalter und, indirekt, den Bürgern Direktoren und den Bürgern des Kantons Linth?

«Freiheit *Gleichheit*

Bürger Regierungs-Statthalter!

Da ich vollkommen überzeugt bin, dass das Amt eines seinen Pflichten getreuen

Volkslehrers nicht blos darauf beruhe, dass er an der Aufklärung und sittlichen Verbesserung seiner Pfarrkinder mit sanftem Ernste arbeite, sondern dass es auch heilige Pflicht für ihn seye, sein Möglichstes zur Beförderung ihres irrdischen Wohlergehens und zur Aufnahme des gemeinen Wesens beyzutragen – so wage ich es, von dieser Überzeugung geleitet, Sie, würdiger Mann!, an eine Sache zu erinnern, an die Sie vielleicht unter der Last ihrer Geschäfte nicht denken – die aber, wie ich überzeugt bin, längst Ihre wie meine Herzensangelegenheit war – und mit welcher man wahrlich! nicht genug eilen kann, unser helvetisches Direktorium darauf aufmerksam zu machen; indem das Wohl oder Weh einer beträchtlichen Anzahl helvetischer Staatsbürger mit der Beförderung oder Vernachlässigung derselben unzertrennlich verbunden ist. –

Sie errathen vielleicht zum voraus, wohin ich ziele – nemlich auf unser bekanntes Linthgeschäfte, welches schon unter der vorigen Verfassung öfters zur Sprache kam und mehrere kostspielige Kommissionen veranlasste – aber wegen Mangel an den erforderlichen Hülfsquellen, an ächtem Gemeingeiste und wegen besondern Localverhältnissen nie zur wirklichen Ausführung kommen konnte; so dass bey der alten Ordnung der Dingen über den Entwürfen Land und Leute hätten zu Grunde gehen können. – Sie kennen die immer trauriger werdende Lage unserer am Rande des Verderbens stehenden Gemeinen genauer als ich – Sie wissen, welche Verheerungen die benachbarte, mit schädlichen Krümmungen und einem äusserst breiten Bette versehene Linth in einer weiten Streke rings um uns her angerichtet hat – wie die dadurch verursachten Sandbänke sich mit jedem Jahre häufnen – den Ausfluss des Wallenstadtersees hemmen und unser sonst so ausgezeichnet fruchtbares Thal in einen für Menschen und Vieh tödtlichen Sumpf zu verwandeln drohen. – Kehrten unsere entschlaffene Väter, die vor 60 – 80 Jahren lebten, aus der friedlichen Grabes-Stille zurück – sie würden ihre vormahligen Besitzungen schwerlich mehr kennen. – Ihre Wiesen, die zu ihrer Zeit das beste Futter gaben und mit den nützlichsten Fruchtbäumen prangten, sind theils gänzlich versunken, theils in Strohwiesen oder sonst in rohe kraftlose Fütterung verwandelt worden – und das nemliche Unglück droht unsern bis dahin noch verschont gebliebenen Feldern und Wiesen. – Das Übel vermehrt sich täglich; es wird mit jedem Jahre unheilbarer; der fleissige Landmann sieht mit Wehmuth seine vorzüglichste Nahrungsquelle versiegen – diese schauderhaften Aussichten hemmen seine Betriebsamkeit, und er muss am Ende ganz muthlos werden, wenn nicht wirksame Maassregeln dem drohenden Verderben entgegengesetzt werden. –

So niederschlagend der traurige Anblick dieser Verheerungen für jeden redlichen Freund des gemeinen Wesens ist – so sind diess dennoch nur Kleinigkeiten in Vergleichung mit dem höchstschädlichen Einfluss, den das versunkene Land und die allenthalben uns umgebenden Moräste auf die Gesundheit der hiesigen Bewohner und der angränzenden Gegenden täglich mehr äusser[n]. – Gesundheit ist das edelste Geschenk des Himmels – alle Schätze Indiens können ihren Verlurst nicht ersetzen. – Aber beydes zugleich verliehren, mit dem Verlurste seiner Habseligkeiten auch seine Gesundheit einbüssen, ist der kläglichste Zustand für jeden nicht ganz

fühllosen Menschen. – Spitthäler, Arbeitshäuser, Waysen- und Erziehungsanstalten sind unverkennbare Wohlthaten und dringende Bedürfnisse für jeden wohl eingerichteten Staat – aber uns – so sehr wir die Nothwendigkeit derselben fühlen – uns können sie nicht retten, schleichende Krankheiten nicht aus unserer Mitte verbannen, noch weniger uns zur Arbeit und zum frohen Lebensgenusse fähig machen, solange diese giftige Quelle unsers verminderten Wohlstandes nicht verstopfet wird. – In einem Umkreise von mehreren Stunden trift man ganz gewiss wenige Personen an, die nicht mehr oder weniger darunter leiden. Das kalte Fieber ist ganz einheimisch unter uns geworden; weder Fremde noch Eingebohrne bleiben davon verschont – Gallen- und Faulfieber, die Ruhr, Gliederkrankheiten und andere Seuchen werden mit jedem Jahre gewöhnlicher und die Zahl bejahrter Personen immer geringer. –

Ja!, es presst mir manchen theilnehmenden Seufzer aus, wenn ich Hausväter und Hausmütter – zu ihren Berufsangelegenheiten untauglich – oft Jahre lang, wie Todtengerippe, blass und abgezehrt herumschleichen und oft durch verkehrte Gegenmittel lebenslänglich elend werden – wenn ich Jünglinge in der Beste ihrer Jahren hinwelken und Kinder zu Grunde gerichteter Eltern verdorbene Säfte schon mit sich auf die Welt bringen[8] *sehe. – Oft schon zitterte eine Thräne in meinem Auge, wenn ich am Sarge eines frühzeitig hingeraften Lebensgefährten stehen und bey seinem Grabeshügel denken musste: dieser mein Pfarrangehörige[r] hätte der Welt und seiner Familie noch lange nützlich werden können, wenn nicht schädliche Ausdünstungen seinen Körper vergiftet und den Saamen zu einer giftigen Krankheit in ihn gelegt hätten. –*

Doch! ich verliehre mich in ein Feld von Weitläufigkeiten und vergesse es, dass ich zu einem Mann rede, der unsere in doppelter Hinsicht bedenkliche Laage ungleich genauer kennt. – Liebe und herzliche Zuneigung zu einer Gemeine, bey welcher ich zwölf Jahre vergnügt und ruhig lebe und häufige Beweise von Wohlwollen erhielt – warme Theilnahme an dem Unglück meiner bedrängter Brüder und der Wunsch, sie auch in Rücksicht ihres irrdischen Wohlergehens zufriedener und glücklicher zu sehen, forderet mich auf, Sie, Bürger Regierungsstatthalter! – im Namen des Vaterlandes und der leidenden Menschheit, um gefällige nachdrucksame Verwendung an hoher Behörde für diese unsere dringende Angelegenheit zu bitten. – Ihre längst bekannte vaterländliche Denkungsart ist mir Bürge, dass Sie mit Freude unsere so gerechte Bitte unterstützen und auch auf ihrer Seite alles mögliche zur Befriedigung unserer Wünsche beytragen werden. – Unser helvetisches Direktorium und die gesetzgebenden Räthe denken zu gemeinnützig, als dass eine Fehlbitte zu besorgen wäre. – Jeder redliche Bürger ist ihnen willkommen, der nützliche Vorschläge zur immer grössern Aufnahme unserer helvetischen Staatsfamilie machet. Jedem Unglücklichen bieten sie freudig ihre Hand zur Unterstützung. Den Bitten jener verunglückten, verblendeten und irregeleiteten Unterwaldner kamen sie zuvor – Wasser-, Brand- und Hagelbeschädigte finden da thätige Hülfe. – Und uns, die wir unverschuldet leiden und ohne schleunige Unterstützung täglich tiefer sinken müssen – uns sollte man unerhört und ungetröstet von sich weisen – uns sollte man langsam

zu Grunde gehen lassen und es nicht einsehen, dass nach und nach aus unserer Mitte die verderblichsten Krankheiten über einen grossen Theil Helvetiens sich verbreiten und den Wohlstand und die Zufriedenheit mancher sonst nützlichen und thätigen Staatsbürger untergraben werden? – Es sitzt ja, wenn ich nicht irre, ein Mann (Meyer von Arau)[9] *in ihrer Mitte, der schon vor mehreren Jahren der Helvetischen Gesellschaft in Olten ein Gemählde unserer seitdem noch mehr verschlimmerten Laage entwarf, dieselbe auf die weit um sich greifenden schlimmen Folgen aufmerksam machte und ganz Helvetien aufforderte: ungesäumt zu unserer Rettung herbeyzueilen. – Möchten seine damahligen fruchtlosen patriotischen und theilnehmenden Wünsche und Vorschläge bey der neuen Ordnung der Dingen einmal in Erfüllung gehen und die Stellvertretter unsers Volks uns der nemlichen väterlichen Sorgfalt würdigen, womit sie schon ihre Namen in den Herzen vieler tausend Mitbürger verewigt haben! – Das wäre das wirksamste Mittel, unserm Volk noch mehr Anhänglichkeit und Liebe für die neue Staatsverfassung einzuflössen und dasselbe aufs neue in der Hoffnung zu bestärken, dass im Verfolg der Zeit unserm Vaterlande durch ähnliche Anstalten noch mehr aufgeholfen werden möchte!! –*

Und Sie – würdiger Mann! – werden für Ihre wohlthätigen Bemühungen zum Besten der hiesigen Gegenden – wo möglich noch mehr an Zutrauen und Achtung gewinnen und die späteste Nachkommenschaft wird Sie dafür segnen!! –

Gruss und Hochachtung! *Johann Jacob Zwiky, Pfr.*

Niederurnen, den 8ten Christmonat 1798.»

Das ist ein Brief, der weit mehr enthält als nur das Linthproblem, angefangen beim Selbstverständnis des Pfarrers bis hin zu den politischen Verhältnissen.

Der Pfarrer und der Regierungsstatthalter waren sozusagen Nachbarn, und sie waren Freunde. Warum nun ein solcher Brief aus der Feder des Pfarrers? Warum keine Eingabe Heussys? – Vermutlich in erster Linie deshalb, weil der Regierungsstatthalter es sich nicht zutraute, denn er schrieb fehlerhaft. Zudem machte es sich, politisch-taktisch überlegt, gut, wenn ein Bürger daherkam, selbst wenn das kein ganz gewöhnlicher war. Man kann sich gut vorstellen, dass Zwicky und Heussy diesen Brief zusammen aufsetzten.

Der Pfarrer verstand nicht nur etwas von der «technischen» Seite des Linthgeschäfts – von «Krümmungen» des Flusslaufs, von Sandbänken, von Stauungen – Wissen aus Erfahrung und durch Augenschein. Er beschäftigte sich mit der geschichtlichen Veränderung der Kulturlandschaft. Er wusste genau, was sich bis anhin getan beziehungsweise nicht getan hatte. Seit 60 bis 80 Jahren nahmen die Verheerungen, die Verwüstungen, die Erkrankungen zu. Genauso kannte er die Geschichte des Linthprojekts selbst: Die Bemühungen der Helvetischen Gesellschaft und die Meyers waren nicht verwirklicht worden. Unerwartet wirken neben den landwirtschaftlichen nicht weniger die medizinischen Befunde, über die Zwicky

verfügte. Die Strohwiesen – Riet, das kein Futter hergibt –, die Obstbäume, die der Versumpfung zum Opfer fallen wie die Menschen, das betraf Zwicky ganz persönlich. Wiesen und Obst, Pachtzins und Verkauf machten einen Teil des pfarrherrlichen Lohns aus: Zwicky verkaufte etwa dem Chorherrn Blumer in der Wiese, Glarus, süsse und saure Äpfel en gros. Was Zwicky freilich weit mehr bekümmert als die rückgängigen Erträge von Futter und Vieh, von Obst und Einkünften, das ist der Horrorkatalog von Krankheiten, den er vorbringt, der geradezu einem medizinischen Handbuch entnommen sein könnte. Da ist etwas von der sogenannten «Pastoralmedizin» zu verspüren.

Zwicky traf bei seinen Pfarrkindern «Fieber» aller Art an: «kaltes Fieber», das mit einem kalten Schaudern begann, sich alle 24, 48 oder 72 Stunden (febris intermittens) fortsetzte und das zwei Wochen bis ein halbes Jahr dauern konnte[10], mit einem anderen Namen «Drifelfieber» oder – in der Linthebene – die Malaria tertiana; Faulfieber, also Flecktyphus, eine schwere Form von Typhus; Gallenfieber, ein Fieber, das man von zu starker Gallentätigkeit (zu viel und zu «scharfe Galle», «die sich mit dem Blute mischt») herleitete – eine Bezeichnung, die noch der alten Säftelehre verpflichtet war; Gliederkrankheit (auch Gliederfieber oder rheumatisches Fieber genannt).

Daneben sorgten Ruhr und Pocken nicht minder für «Totengerippe», für ausgezehrte Menschen.

Ein erklärtes Ärgernis bedeutete für Zwicky, den Mann der Aufklärung, der Hang zu verkehrten Gegenmitteln, zu Kurpfuschern, zu Marktschreiern, zu Fernbehandlungen oder am Ende, nicht nur bei Katholiken, zur Wallfahrt nach Maria Bildstein[11].

Bei den Eintragungen in die Kirchenbücher müssen Zwicky die hohe Kindersterblichkeit und auch die verhältnismässig kurze Lebenserwartung seiner Pfarrkinder aufgefallen sein, und er stellte fest, dass Kinder kranker Eltern häufig krank zur Welt kamen. Wiewohl er diese Tragik mit der Säftelehre erklärte – die Beobachtung war genau.

Gesundheit als «edelstes Geschenk des Himmels» wäre einmal biblisch zu begründen, vom Alten und vom Neuen Testament her. Das wusste niemand besser als Zwicky. Hinter der Gesundheit – «Schätze Indiens»[12] – steht die Aufklärung. Doch die Gesundheit spielte auch für die Republik eine grosse Rolle.

Unglaublich, wie Zwicky schliesslich vom neuen Staat spricht: Arbeitshaus, Erziehungsanstalt und «weitere Anstalten» als «moderne» Errungenschaften. Das scheint so gar nicht mit den Zielsetzungen des neuen Staates, der Republik, zur Deckung zu kommen, nämlich mit Lebensgenuss, mit Nützlichkeit, mit Zufriedenheit und, immer wieder, mit Glück! Und doch gehören diese Dinge mit zu den «Errungenschaften» des modernen Staatswesens. Dem Staat werden weiter zunehmend Aufgaben

zugewiesen, die bis anhin nur die Familien, Verwandtschaften und Paten besorgt hatten.

Die «in doppelter Hinsicht bedenkliche Lage», die der Regierungsstatthalter besser kennen soll – was versteht Zwicky darunter: Gesundheit und Eigentum oder Privates und Staatliches? Vaterland und leidende Menschheit – das wird es sein!

Hochinteressant, was Zwicky im Zusammenhang mit dem Aufstand in «Unterwalden» zu sagen weiss. Er stellt das Linthwerk neben die missliche Stimmung des Volkes gegenüber der neuen Verfassung. Das ist seine «Politik» und wohl genauso die Heussys.

Bei der Einsetzung des Erziehungsrates 1801 erwähnte der Festredner, nämlich «Bürger» Erziehungsrat Pfarrer Johann Jakob Zwicky, seine «etwas zerrütteten Gesundheitsumstände»[13]. Das war eine Untertreibung. Zwicky, längst selbst vom Fieber befallen, harrte in Niederurnen und im Amt aus und starb 1806 an der Hektik (Tuberkulose), die er sich als «eine Folge der vielen Fieberkrankheiten» zugezogen habe – Steinmüller, der auf Kerenzen ja ebenfalls häufig vom Fieber geschüttelt wurde, teilte das Escher mit.[14]

«au niveau des nations éclairées» – Guisans erster Bericht

Ausgesprochen «helvetisch» mutet es an, wenn sich, vermöge Zwickys Anstosses, ein Waadtländer mit dem Kanton Linth zu beschäftigen hat. Er tut das in seinem «Rapport sur les Debordemens de la Linth»[15], indem er seinem Bericht sogar ein Plänchen beifügt. Dabei hatte er zu diesem Zeitpunkt, im Dezember 1798, die Linthebene noch nie gesehen. Deshalb wohl die verkehrte Nordrichtung auf der Skizze, deshalb die Verwechslung des Walensees mit dem Vierwaldstättersee im Text:

«Über die Überschwemmungen der Linth
Bericht an das Vollziehungs-Direktorium der einen und unteilbaren helvetischen Republik

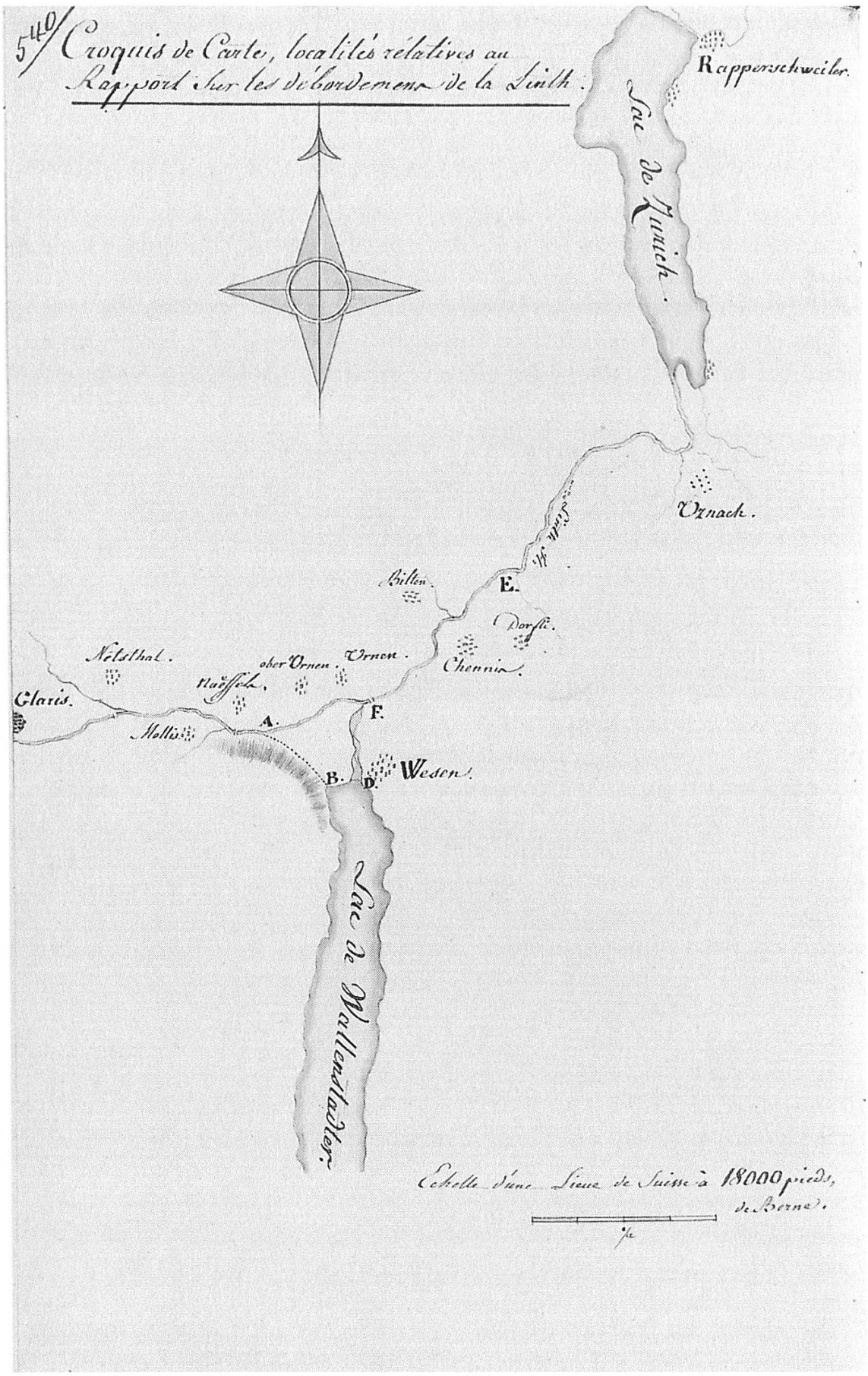
[von Jean Samuel Guisan[16]]

Auf Befehl des Direktoriums in seinem Beschluss des 3. des laufenden Monats [Dezember 1798[17]] habe ich die Bürger Senator Mayer[18] von Aarau und Escher[19], Repräsentant des Volkes, über die Überschwemmungen der Linth konsultiert. Sie haben mir ein bewegendes Gemälde dieser betroffenen Gegenden entworfen, die in mehreren Beziehungen interessant, jedoch den Verwüstungen infolge der Überschwemmungen ausgesetzt sind.

Der Dorfbewohner sieht einen Teil seines Erbes weggetragen durch das schreckliche Element und einen bösartigen Einfluss das unfruchtbar machen, was ihm geblieben ist.

Die Ernten, die Luft, der Anblick der Ortschaften, alles ist schon verändert; unglückliche, gleichgültig gewordene Familien, die eine kümmerliche Existenz fristen

540/ Croquis de Carte, localités relatives au Rapport sur les débordemens de la Linth.



(nichts kann mit ihren Krankheiten und mit dem täglichen Schrecken dieses Aufenthaltsortes verglichen werden) bescheinigen die zunehmende Ausdehnung der gesundheitsschädigenden Gegenden des Walenstadter Sees, dessen gefährliche Gifte sich, wenn man keine Abhilfe schafft, vermehren und auf lange Zeit Tod und Verzweiflung verbreiten werden.

[...][20]

Obwohl ich nie an den Ufern der Linth war, haben mich die Bürger Mayer und Escher nur in der Idee bestärkt, den Fluss in den Walenstadter See umzuleiten. Das ist die einzige Möglichkeit, die man vernünftigerweise vorschlagen kann. Die Linienführung dieses Kanals ist vom Terrain vorgezeichnet, er müsste dem Fuss der Berge folgen, von A nach B auf der beigegebenen Kartenskizze.

Es wird nachher weitere Arbeiten zu erledigen geben – damit der Wasserstand dieses Sees gesenkt werden kann, selbst um das Wasser daran zu hindern, während des Wechsels des Linthbetts vorübergehende Überflutungen zu veranlassen. Das erste Werk dieser Art, das sich ergeben wird, das ist der Ausfluss des Sees bei Weesen, von D bis F.

Das Land, das alle diese Eingriffe trockenlegen werden, wird über die Ausgaben hinaus von Wert sein. Vielleicht muss man noch etwelche Ausweitungen eines tiefer liegenden Kanals bis in Richtung von Schänis gegen E vornehmen, aber keine fremden Auskünfte könnten mich jetzt in Stand setzen, dem ausgedehnter und genauer Rechnung zu tragen. Nur ein Augenschein der Gegend, eine Inspektion am Ort, könnte das erreichen. Und darnach wird es nur die notwendigen Unternehmungen und die entsprechenden Pläne geben, was der Regierung vollkommene Klarheit über die Menge der Arbeiten und über deren Kosten bringen würde.

Einige Überlegungen: Man kann nicht umhin zu bemerken, dass man bei uns im allgemeinen die Überschwemmungen nicht aus der Sicht betrachtet, die über die Natur der Hindernisse, die sich ihnen entgegenstellen, Aufschlüsse geben muss, wie es sich gehört. Es ist nutzlos, von ihrer Ursache zu sprechen – indem man die Augen gegen die Alpen erhebt, ist die Frage gelöst. Um den Überschwemmungen unserer Flüsse nützliche Lektionen zu entnehmen, muss man sich mit dem Gedanken vertraut machen, dass sie von einem gewissen Abstand zu ihren Quellen nichts anderes sind als ungestüme Wildbäche.

Anstelle ihrer erschreckenden Geschwindigkeit sollte man nur die Tausende von Schubkarren voller Steine, voller Kies, den sie mitführen, in Betracht ziehen und abschätzen, um wieviel das Flussbett sich dadurch vermindert sieht. Von dieser Wahrheit aus wird man folgern, dass zu gegebener Zeit das Bachbett aufgefüllt sein müsse. Aber da die Wassermassen keine Verminderung erfahren, ergiessen sie sich in die Breite, werfen sich nach rechts und nach links und reissen Felder, Obstgärten und Häuser mit sich.

Wenn die Anlieger von Anfang an jedes Jahr zwei Daumen breit Kies aus dem Linthbett weggeschafft hätten, so hätten sie es erhalten. Sie hätten Ufer gebaut, eine Art unzerstörbare Strasse. Und über alle Vorteile, die daraus resultiert hätten,

hätten sie einen glücklichen, gesunden, kraftvollen Menschenschlag fortgepflanzt. Dieses Mittel ist indessen nicht immer als überaus nützlich zu empfehlen: Die Gegenden, die Zeiten, die Umstände variieren die Kunst, Flüsse zu lenken und in Schranken zu halten.

Wenn unsere körperliche Position uns vielen Unzuträglichkeiten unterwirft, so wird dies anderseits durch viele Vorteile ausgeglichen: Das Gefälle unserer Flüsse und unserer Bäche – ohne uns daran zu hindern, sie schiffbar zu machen, erleichtert uns die Bewässerung, unsere Täler fruchtbar zu machen, unzählige Fabriken anzutreiben, zur Verschönerung unserer Städte beizutragen und sofort Brände zu löschen. Zu diesem letzten Punkt: Ein grosser Teil unserer Gegenden gäbe uns die Mittel an die Hand, Feuerspritzen heranzuführen und den stärksten Brand augenblicklich zu löschen. Die Schaffung einer solchen Einrichtung wäre ein wenig teuer, doch sie wäre ein für allemal errichtet und ihr Unterhalt gering.

Was diese Ziele angeht, so muss man wünschen, dass das Direktorium sich mit einer Vorsichtsmassnahme beschäftigen wollte, die nur wenig Zeit verlangt, jedoch von grossem Nutzen wäre, nämlich, den Verwaltungskammern zu befehlen, beim ersten günstigen Zeitpunkt grosse Anpflanzungen von Korb- und Salweiden durchzuführen, damit in Helvetien im Überfluss Ebenen zu haben sind, falls man sie benötigt.

Wieviel Gutes ist da zu tun! Diese Vorgehensweise ist neu für Helvetien, und diese Art ist die einzige, welche Helvetien erblühen lassen wird.

Das ist der Hebel, mit welchem unsere Regierung uns auf die Stufe der aufgeklärten Nationen und zur Quelle des Wohlstandes führt, den wir ihren Bemühungen verdanken.

J. S. Guisan
Generalinspektor der Brücken und Strassen»[21]

Ein wunderbarer Bericht, in fast jeder Hinsicht: Erbe und Eigentum werden vom Element hinweggetragen – wo die Republik das Eigentum garantierte; die Krankheiten folgen auf dem zweiten Platz. Dann die einzig vernünftige Massnahme: der Linthkanal. Kosten-Nutzen-Überlegungen – der zu erwartende Landgewinn wird die Kosten mehr als nur aufwiegen. Die Nützlichkeit überhaupt: Die Linth soll schiffbar werden; Dämme schaffen Fruchtbarkeit, Wasserkraft dient zahllosen Fabriken, Wasser steht den Feuerpumpen gegen Brände unbegrenzt zur Verfügung, und da sind Kosten wiederum nicht zu scheuen.

Sofortmassnahmen waren für den Offizier eine Selbstverständlichkeit: Weiden, Korbweiden sollen in grossem Massstab gepflanzt werden. Das ist relativ schnell und billig, und damit lassen sich Ufer oder Dämme verfestigen. Obendrein fällt mir nichts dir nichts der Rohstoff für die Korbmacher an. «Une grande utilité» – Korbflechterei war nach wie vor ein Beruf, der nicht um Absatz bangen musste, in einem Moment, wo die Verdienstlosigkeit zumal im Baumwollgewerbe Urständ feierte. Überhaupt gehen sämtliche Überlegungen dahin, nicht einfach der Überschwem-

mungen Herr zu werden, den Betroffenen Gut, Glück und Gesundheit zurückzubringen, sondern das Übel in Nützlichkeit umzumünzen, damit die Menschen «glücklich, gesund und kräftig» werden. Die Rede ist neben der Schiffbarkeit des Flusses von einer eindrücklichen Palette. Nicht einmal Ästhetik geht vergessen: Verschönerung der Städte – ist an Walenstadt und Weesen gedacht?

Die Besonderheit und Eigenart der Aufgabe sieht Guisan allerdings darin, dadurch Helvetien erblühen zu lassen. Die ins Auge gefassten Massnahmen, so glaubt er, sind es, die Helvetien in den Reigen der aufgeklärten Nationen erheben – ist das nicht eindrücklich? Dann noch die merkwürdige Wendung im Zusammenhang mit den Hintergründen der Situation – «die Augen zu den Bergen erheben» – kennt man dieses Wort nicht?

«Mit Begierde warte ich, Bürger Minister!» – Heussys Vorfreude

Der Kriegsminister liess nicht nach. Man hatte in der Regierung einerseits erkannt, wie trostlos die Lage im Linthgebiet geworden war, und anderseits war man sich bewusst, welchen Eindruck das «Linthgeschäft» auf die schwankende politische Gesinnung aller Einwohner des Kantons Linth haben würde. Beides spornte dazu an, die Sache weiter zu verfolgen. Der nachstehende Brief[22] des Regierungsstatthalters an den Kriegsminister belegt das:

«Glarus, den 28. Jäner 1799

Bürger Minister!

Sie fragen mich in Ihrer verehrlichen Zuschrift vom 20ten dies, ob der Schnee und die Jahreszeit es bald erlaube, die Ufer der Linth zu bereisen, und [Sie] verlangen zugleich zu wissen, welche Zeit gewählt werden sollte, um längs diesem Fluss, ehe das Wasser anschwelt oder andere Schwierigkeiten dazwüschen kommen, Feldmesserey-Operationen ec. ec. vornehmen zu könen.

Sie begehren 2tens zu wissen, ob unter den hiesigen Bürgern sich jemand fände, welcher ein wenig Kentniss von Feldmesserkunst habe.

Ich beantworte vorerst die letztere Frage: Kapable Feldmesser gibt's hier keine, doch hat's ein paar Bürger, die etwelche Kentniss und wenige Praxis in diesem Fach haben. Ich glaubte daher, dass diese einem Ingenieur gute Dienste leisten könten.

Wegen dem Schnee könten die Ufer der Linth, wann übrigens die Witterung gut wäre, jetz schon bereist werden – der Monath Merz aber ist die beste und bequemste Jahreszeit, die Linthufer zu bereisen und die vorhabenden Operationen zu verrichten. Die Anschwellung des Flusses hängt ganz von der trocknen oder anhaltend nassen Witterung ab. Diese Anschwellung geschieht oft früher, oft später, je nachdem sich der Schnee in den Gebirgen auflöst.

Wann sich der Generalinspector der Brücken und Strassen mit Anfang des Monath Merz hier einfindt, so wird er seine Operationen ohne Hindernis machen

können, es wäre denn, dass anhaltendes Regenwetter dazwischenkäme. Hauptsächlich, Bürger Minister!, lässt sich's auf gute, tröckene Witterung sehen.

Hier nun meine Antworth auf Ihre Fragen!

Schon freuen sich die Bewohner der Distrikte Glarus, Mels und Schänes – welche durch das Ausstretten der Linth am meisten gelitten und die daherrührenden Übel von Jahr zu Jahr immer mehr fühlten. – Möge die Regierung Mittel finden, das Eigenthum und die Gesundheit dieser unglücklichen Bewohner vor dem Untergang zu retten – so bin ich versichert, dass diese die ihnen anfangs lästig geschienene Constitution segnen und liebhaben werden.

Mit Begierde warte ich, Bürger Minister!, auf die zweckmässigen, der Verheerung des Linthflusses abhelfenden Plane.

Republikanischer Gruss und Achtung

der Regierungsstatthalter
Johann Jakob Heussy.»

Natürlich: keine Feldmesser im Kanton Linth! Woher hätten die auch kommen sollen? Die rührenden Anweisungen über den Zeitpunkt einer «Inspektion» bringen zum Ausdruck, in welchem Mass die Linth von damals, vor allem während der Zeit der Schneeschmelze, mit ganz anderen Wassermassen fertig zu werden hatte im Vergleich zu heute! Ganz ähnlich wie Zwicky stellt Heussy ebenfalls eine Zunahme der Übel fest, sogar von Jahr zu Jahr! Und doch herrscht offenbar eine Art Erwartung, ja Vorfreude bei den Anwohnern! Wie gross war das Vertrauen Heussys in die Regierung? War das Zweckoptimismus, war das falsches Vertrauen? Nicht unbedingt! Noch waren mindestens die kriegerische Bedrohung der Linthebene nicht ab- und der Kriegsschauplatz Linthebene von Mitte 1799 nicht vorherzusehen, geschweige denn die innenpolitische Unrast von 1801 bis 1803 zu erahnen.

Der helvetische Charakter des Hilfsprojekts, die Sicherung der Gesundheit und des Eigentums der Bevölkerung in der Linthebene, steht für Heussy absolut im Vordergrund. Er nimmt dabei verfassungsmässige Pflichten wahr: Heussys Begierde – der Regierungsstatthalter treibt den Minister an – leider vergeblich. Als die Franzosen den Kanton Linth vor den Kaiserlichen räumten, taten sie es nicht, ohne die kostspielige Ziegelbrücke am 21. 5. 1799 zu verbrennen.

✦ ✦ ✦

Ein lokales Intermezzo: Die Verwaltungskammer des Kantons Linth bat unter dem 4. 2. 1799[23] den Kriegsminister um finanzielle Hilfe in der Höhe von 600 Gulden, damit ein Molliser «Waldwasser, so schon sehr viele Verwüstungen angestelt», eine Runse, «in ein Kett[24] könnte genohmen werden». Einige Bürger seien nach einem Augenschein zu dieser Lösung

von «nicht sehr beträchtliche[n] Kosten» gelangt. Die unvermögenden Anrainer, «auf welchen allein die Schuldigkeit, das Wasser zu leiten», liege, haben die Verwaltungskammer gebeten, beim Minister vorzusprechen. Bürger Präsident Schindler, im Haltli, Mollis, machte die Bitte zur eigenen Sache! Leider fällt der Name der Runse nicht. Dagegen heisst es im Brief, gleich zwei Landstrassen würden von der Runse «oft auf viele Tage unbrauchbar» gemacht. Das wiederum habe zu vielen Klagen «von Fuhrleuten und Reisenden geführt».

Natürlich versteht man den Einsatz des Präsidenten vor seiner Haustür. Noch bezeichnender ist es hingegen, dass die Frage nach den Gründen für diese wilde und oft wiederkehrende Runse nicht gestellt wird. Die Fuhrleute, deren Klagen wahrscheinlich grösseren Eindruck gemacht haben als die der Reisenden, bringen schliesslich einen neuen Ton ins vielstimmige Klagelied.

«Ein beträchtlicher Erwerbs- und Nahrungszweig» – Arbeitsbeschaffung

Sommer und Herbst 1799 machten aus dem gesamten Kanton Linth einen schrecklichen Kriegsschauplatz. Die schon bestehende Verdienstlosigkeit wurde verschärft, der Hunger wuchs. Das bildet den Hintergrund eines Schreibens, das am 12.11.1799 vom Direktorium an den Minister des Innern ging:

«Um die arbeits- und brotlosen Männer im Kt. Linth auf eine für sie und die Republik gleich nützliche Weise zu beschäftigen, ist dem Direktorium der Vorschlag gemacht worden, zu veranstalten, dass aufs neue (?) ein Kanal für eine vermittelst der Linth mit [dem See zwischen] Walenstadt und Weesen herzustellende Verbindung gegraben werde, wodurch die Linth durch das ganze Jahr schiffbar gemacht und den dortigen Bewohnern ein beträchtlicher Erwerbs- und Nahrungszweig verschafft würde.» Der Minister wird ersucht, gemeinsam mit dem Kriegsminister einen Bericht zu liefern.[25]

Gegen das Jahresende 1799 erreichte die Not im Kanton Linth einen ersten Höhepunkt. Die alten Vorräte waren aufgezehrt, die neue Ernte nur teilweise eingebracht und gleich zum Raub der fremden Truppen geworden. Das Direktorium versuchte, etwas Sinnvolles zu tun: Arbeitsbeschaffung, kurz- und langfristig, die zugleich der ganzen Republik zugute kommen würde. Den Kanal zu graben hätte eine Soforthilfe sein können, das Ziel war es, die Linth – bis nach Mollis? – schiffbar zu machen. Das hätte örtlich ständigen, nicht von der Baumwolle abhängigen Verdienst bedeutet, der besonders willkommen gewesen wäre, da auch das Gewerbe darniederlag.

Guisans Bericht lag am 2.9.1800 vor.[26] Guisan schreibt von der Trockenlegung der völlig unglücklichen Gegend von Weesen, von der voll-

ständigen Verbindung des Ober- und des Walenstadtersees, die zu einem leichten und sicheren Verkehr zu Wasser führen würde, ja, er denkt sogar an einen Wasserweg zwischen dem Rhein und Walenstadt, und er nennt dies – zu Recht – «des améliorations qui doivent frapper tout homme qui aime la Suisse»! Mit dem Zeichnen der entsprechenden Pläne, die der Ausführung dieser schönen Unternehmen dienten, hatte Guisan schon begonnen. Was ihm aber fehlte, das waren Leute, die ihm dabei hätten helfen können. Deshalb blieben diese Arbeiten zurück. «Die grosse Ökonomie» des Kriegsministers stand ihm im Wege, und Brücken und Strassen schienen diesen nicht sonderlich zu interessieren. Darunter litt Guisan, daran sollte er möglicherweise gar sterben... Nach diesem Wort waren es möglicherweise nicht einmal zuallererst die leeren Kassen der Helvetik, die dazu führten, dass sich an der Linth nur wenig tat?

Heussy verfolgte in seinem neuen Amt als Oberaufseher der Brücken und Strassen im Kanton Linth das Geschehen höchst aufmerksam. Er schreibt dem Kriegsminister[27]:

«F G

Bilten, den 26. Jäner 1801

Ableitung des Wallensee in unsere Richtung der Linth

Bürger Minister!

Wenn es meine Schuldigkeit ist, auf alles aufmerksamm zu seyn, was in der Reyhe meiner Pflichten auf gemeinnützige Anstalten abzwecken kann – so fühle ich die Nothwendigkeit – auch das schon lange obgeschwebte – Ihnen, Bürger Minister!, und besonders dem Bürger Guisan gut bekante See- und Linthableitungsgeschäfte bey Ihnen rege zu machen und dabey zu bemerken – dass, obschon jetz der grosse gemaurte Brückenfuss von der abgebranten Ziegelbrück (dem man so viele Folgen der Verheerung zugeschrieben hat) laut bereits getroffenem Accord herausgeschafft wirdt – damit dennoch weder dem Ablauf des Sees noch der Linth ohne andere damit verbindende Hülfsmittel wenig oder nichts köne und werde geholfen seyn. Doch wird die Erfahrung es leyder nur zu geschwinde zeigen.

Wollte man, dass die Herausschaffung des erwähnten Brückenfusses mit Anwendung noch anderer nicht beträchtlichen Kosten – schon von etwelcher Würkung und Nutzen seyn sollte – so dünckt mich nach denen Beobachtungen – die ich im Lauff von circa 20 Jahren als ein in der Nähe Wohnender gemacht habe und worin ich auch mit vielen anderen in der umliegenden Gegend wohnenden Bürgern übereinstimme – dass gerade da, wo die Linth aus dem Glarnerthal und der Abfluss des Wallenstadtersees sich miteinander vereinigen, das Wasser mit einem Anstos von circa 20 n[eue?] Klafter lang an das Mittelwuhr – noch um so viel weiter hinunter gesöndert und dann ob und unter der ehemaligen Ziegelbruck durch haltbare Wuhr und Dämme – noch enger zusammengepresst werden sollte – diese Probe wäre einfach und von keinen beträchtlichen Kosten – gäbe aber dennoch dem näher zusammendrängenden Wasser – soviel mit dem natürlichen Gewicht in Verbindung kommende Kraft, dass es unstreitig den mitten in dem zu geräumigen

Beth befindtlichen Sandbank angreifen würde und dem Abfluss des sonst gestopften Wallensees grosse Vortheile brächte. – Schenken Sie diesem meinem Gedanken und dem Seeableitungsgeschäft überhaupt Ihre ganze Aufmerksamkeit.

Gruss und Hochachtung – J. J. Heussy»

Hut ab vor Heussys Pflichtbewusstsein und Amtsverständnis in der neuen Aufgabe. (Warum nur hat er sie übernommen? Weil sie weniger politisch war als das Regierungsstatthaltermandat? Weil Kaufleute notwendigerweise etwas von Strassen verstehen mussten? Weil er die Linthebene seit Jahrzehnten kannte und ihrer Bevölkerung einfach weiter dienen wollte? Fest steht – Eitelkeit war es ganz sicher nicht!) Dazu passt Heussys Nachdrücklichkeit – den zuständigen Kriegsminister «rege machen»!

Der Brückenfuss der zerstörten Ziegelbrücke, der offenbar mit der «Stopfung» der Linth in Zusammenhang gebracht wurde, trug nach Heussy keine Schuld.[28] Respekt, er diskutiert diese Frage eigenständig, und offenbar etwas anders als gewöhnlich ... Schliesslich, man rechnet noch immer mit Schuh und Klafter – Guisan gebraucht den Berner Fuss – wann endlich kommt der Meter?

Am 7. 5. 1801 schickte Heussy eine Zeichnung des linken Linthufers von Näfels bis Bilten an den Kriegsminister.[29] Er merkt an, von allen verzeichneten «Waldströmen» führten nur die Bäche von Niederurnen und von Unterbilten «Materie» in die Linth. Er meint, «sofern der Linth eine andere Richtung gegeben würde», müsste der Niederurner Bach «am meisten Abstand finden, sich ... der Materie entlasten zu können». Seine Quelle liege auf der Alp über dem Dorf, der junge Bach habe starken «Zufall» und einen «steilen Lauf gegen das Dorf hin». Lockeres, mit Felsen durchsetztes Erdreich bilde das linke Ufer – *«bey jedem Hagelwetter oder starken Plazregen stürzen Felsenstücke, gröber und feinerer Sand, kleiner und grössere Kugelsteine in die Tiefe hinunter – oft verstopfts da oder dort den Fluss, thürmt solchen auf, und wenn er mit einemmahl losbricht, so bringts Massa von Stein und Sand ec. ec., die Häuser und Felder verheeren, wann nicht durch fleissiges Storren*[30] *alles bis in die Linth gebracht und von derselben weggetragen wirdt.»* Der Bach fliesse etwas unterhalb der verbrannten Ziegelbrücke in die Linth, und der bestehende Lauf der Linth begünstige den Abtransport seines Geschiebes ausserordentlich. Heussy folgert daraus: *«entfernt mann die Linth, so lässt sich mit vielem Grund befürchten, dass Niederurnen sehr geplagt und ... seine besten Güter wegen Stopfung des Ausflusses oder Absatzes der Materie nicht selten verheert, ja selbst das Dorf in Gefahr gesetzt wird.»* Dasselbe gelte nicht weniger für den Biltner Bach, der noch grössere Steine mit sich führe als der Niederurnens, die allesamt dort liegenblieben, wo *«der Strom das ebene Landt erreicht». – «Da die Post abgehen will, muss ich abbrechen – wollen Sie noch mehr Erläuterungen, so befehlen Sie. Gruss und Hochachtung –*

J. J. Heussy.»

Wie hat Escher Heussys Ängste zerstreut?

Zwischen 1801 und 1803 ist eine Aktenlücke festzustellen. Ist die den sich jagenden Staatsstreichen zuzuschreiben, also innenpolitisch zu begründen? Zum Teil? Immerhin wird festzustellen sein, dass sich Escher 1802 in Niederurnen aufhielt, er, der schon längst «als einer der besten Kenner der Linthverhältnisse galt»[31].

«Zur Dankbarkeit ... dann ein seltenes Steinchen» Johann Jakob Zwickys Briefe an Hans Conrad Escher

Pfarrer Zwicky, der in der Helvetik das erste Wort in Sachen «Linthgeschäft» hatte, ihm soll auch das letzte zukommen. Am 22. 9. 1803, nach der Helvetik also, schreibt er:

«*An*
Herrn Escher im Grebenhofe[32]
in Zürich
Da ich – Verehrenswürdigster Herr Escher! – weiss, dass alles, was in ihr Lieblingsfach, die Mineralogie, einschlägt, einiges Intresse für Sie hat, und ich vor einem Jahre das Vergnügen hatte, bey einem kurzen Besuche, den Sie mir nebst Ihrem Freünde, Herrn Pfarrer Steinmüller, gönnten, Ihre mir aüsserst schäzbare Bekanntschaft zu machen – so darf ich keine ungünstige Aufnahme besorgen, wenn ich Ihnen hiermit einige mir mitgetheilte Sandkörner zur Einsicht einsende und mich bey Ihnen um den innern Gehalt derselben erkundige. – Ein liederlicher Glaser, dessen nachlässig betriebener Beruf ihm nicht so viel einbringt, seinem Hange zum liederlichen Leben volle Befriedigung zu geben, und der mithin auf einem bequemern Wege reich werden möchte – fiel auf den Gedanken, sein Glük in den Gebirgen zu versuchen, hofte, Silber- oder Goldminen zu entdeken, und fand auf einer solchen Lustreise, wenn ich nicht irre, auf der Sandalpe, beyliegende Sandkörner, die dort in Menge anzutreffen seyn sollen und in denen er Silbertheile zu bemerken glaubte. Er schmelzte dieselben in einem kleinen Tigelchen in der hiesigen Schmiede, theilte einem meiner Bekannten diese kleinen Stüke mit, der sie mir wies und einige Auskunft über den innern Werth derselben von mir zu erhalten hofte. Da ich bey meiner gänzlichen Unkunde in diesem Fache seinen Wunsch nicht befriedigen konnte und mehr Bley- als Silberartiges darinn zu bemerken glaubte, so versprach ich ihm, Ihnen davon Nachricht zu geben und Sie zu bitten, mir gelegentlich zu sagen, was für Metall in diesen Körnern enthalten sey und ob allenfalls einige Vortheile davon zu ziehen wären. – Vergeben Sie der Bemühung! –

Da das bekannte traurige Linthgeschäfte bey der schweizerischen Tagsazung abermal zu Sprache gekommen ist, da nach den von Herrn Landammen Heer erhaltenen Berichten die Stimmung der meisten Gesandten günstig scheint und das von der dazu verordneten Commission verfertigte Gutachten bereits wird vorgelegt worden seyn – so hoffe ich, Sie, würdiger Mann!, werden sich – wenn allenfalls die Bitten so vieler Bedrängten endlich einmal erhört werden und ein Ruf an Sie

gelangen sollte, die Direction dieses wohlthätigen Unternehmens zu übernehmen, nicht weigern, demselben willige Folge zu leisten. Wenigstens sind Sie von hier aus als ein Freund und Beförderer des Guten und Gemeinnüzigen, dem dieses Geschäfte besonders am Herzen liegt und der mit den erforderlichen Einsichten auch allgemeines Zutrauen besizt, in der getrosten Voraussezung dazu vorgeschlagen worden, dass Sie Ihren leidenden Nachbarn Ihre Dienste und thätige Hülfsleistung nicht versagen werden! –

Gönnen Sie mir – Verehrenswürdiger Herr Escher! – bald wieder ein Mal das Vergnügen, Sie hier in Nieder-Urnen zu sehen, und glauben Sie, dass mir jeder Anlass willkomm seyn werde, wo ich Ihnen Beweise meiner ausgezeichneten Hochachtung und Werthschäzung geben kann!! –

Nieder-Urnen — *Ihr ergebenr*
den 22ten 7bre — *Joh. Jakob Zwiky*
1803 — *Pfr. –»*

Anlass dieses Briefes sind keineswegs der Glaser und seine Sandkörner von der Sandalp. Die Geschichte dient Zwicky als Vorwand oder als Aufhänger. Und doch ist dem Anfang Eschers Leidenschaft für Mineralogie und Geologie zu entnehmen. Darüber hinaus ist der Brief noch ein Zeugnis für den Nützlichkeitsgedanken, der damals selbst bei einem liederlichen Menschen vorhanden sein konnte.

Wirkliches Anliegen Zwickys ist das Linthgeschäft und dessen «Direction» – und dann noch die Hoffnung, Escher wieder einmal zu sehen.

Was ist dem Brief für das «Linthgeschäfte» weiter zu entnehmen?

Escher und Steinmüller haben Zwicky im Sommer 1802 besucht, ein Augenschein, der nicht nur dem Pfarrhaus galt!

Wenn Zwicky Escher gegenüber vom «traurigen Linthgeschäfte» spricht, so zeigt das seine Ungeduld darüber, dass sich noch immer nichts Entscheidendes getan hat. Seine Leidenschaft für das Projekt ist noch nicht erstorben.

Der Landammann berichtet dem Pfarrer vertraulich über die Tagsatzung. Das waren noch Zeiten! Allerdings, Landammann und Pfarrer gehören demselben gesellschaftlichen Stande an, was die Sache erleichtert.

Zwicky will mit seinem Brief Escher schliesslich sachte dazu überreden, die Leitung des künftigen Linthgeschäfts zu übernehmen.

Der zweite Brief Zwickys an Escher ist ein liebenswürdiges Briefchen:

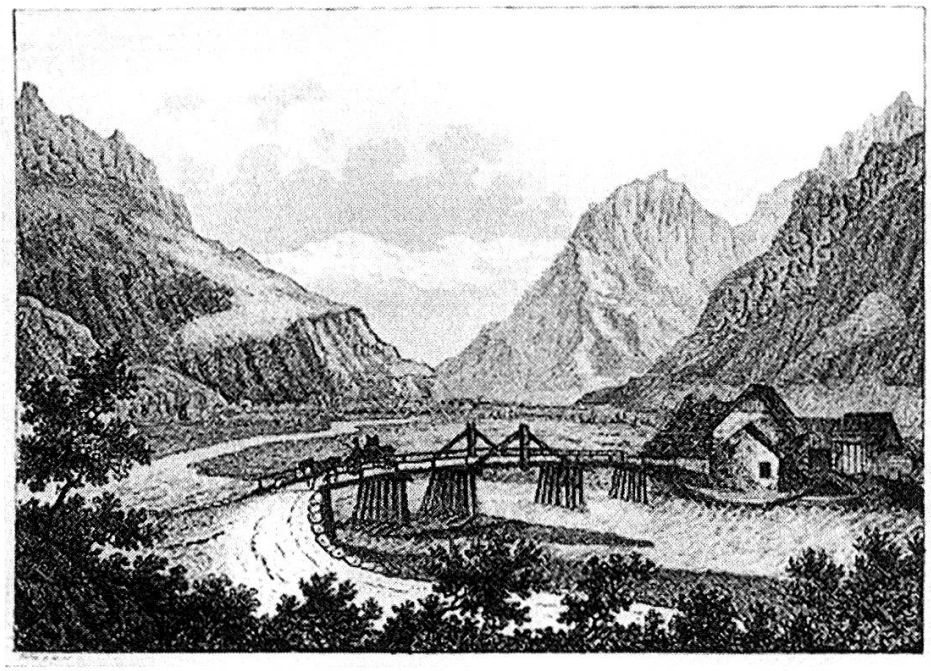
«An
Herrn President Escher in Wesen
den 13. May 1804[33]
Da, verehrenswürdiger Herr Escher! Ihre Geschäfte bald beseitigt sayn werden und mithin die Zeit Ihrer Abreise nicht mehr fernn sayn kann – so erlauben Sie mir, dass ich Sie durch ein paar Zeilen an Ihr mir gegebenes Wort, mich noch mit einem Besuche zu beehren, erinnere und Sie bitte, mir durch diese Gelegenheit zu melden, ob ich Morgen Montag oder am Dienstage Sie nebst H. Osterried auf eine ganz

ländliche Mittags- oder Abendsuppe erwarten dürfe. – Versagen Sie mir dieses Vergnügen nicht, wenn es Ihre Geschäfte nur immer gestatten. Zur Dankbarkeit zeige ich Ihnen dann ein seltenes Steinchen, das Ihr Mineralien-Cabinet nicht unartig zieren würde. –

Hochachtungsvoll empfiehlt sich Ihnen und Herrn Osterried

Ihr ergebener Diener und Freund
Pfr. Zwicky in Nieder-Urnen»

Woher wusste Zwicky, dass Escher in Weesen weilte? – Das muss sich schnell herumgesprochen haben!



Aus dem Brief spricht einerseits eine respektvolle Beziehung Zwickys zu Escher: «Ihr ergebener Diener». Da ist die helvetische Unbekümmertheit der alten Form gewichen, wenigstens äusserlich. Zwicky wünscht Eschers Gesellschaft, er erinnert an das gegebene Wort! Das Zeitalter der Geselligkeit ist noch nicht zu Ende, und mit einem Escher konnte sich Zwicky nicht alle Tage unterhalten.

Zwickys Einladung an Escher ins Pfarrhaus gibt sich wahrscheinlich nur äusserlich einfach, «auf eine ganz ländliche Mittags- oder Abendsuppe». In der Helvetik war die Suppe nämlich ein wichtiger Bestandteil des täglichen Speisezettels, selbst der Morgen konnte mit einer Suppe beginnen. So war es für Pfarrer Zwicky naheliegend, Escher sowie Architekt Osterried aus Bern ausdrücklich zu Suppenmahlzeiten einzuladen.

Er stellt witzig seine Erkenntlichkeit in Aussicht: «Zur Dankbarkeit ... dann ein seltenes Steinchen», und das wird etwas anderes gewesen sein als

nur ein Sandkorn von der Sandalp, eher schon ein Fossil aus dem Plattenberg! Escher war eben ein grosser Liebhaber der Geologie und ein Sammler von Mineralien. Da konnte Zwicky nicht fehlgehen, und Escher konnte nicht widerstehen. – Escher schreibt nämlich Steinmüller am 24.5.1804: *«Bei dem biedern Pfarrer von Urnen war ich auch einmal und er einige mir interessante Stunden bei mir allein. Ich schätze und liebe ihn, je mehr ich ihn sehe. Auch Heussi sah ich. Dieser aber ist schon weniger ausgebildet und weniger fein in seinen Gefühlen.»*[34]

✦ ✦ ✦

Eines hat die Helvetik durchaus fertiggebracht, nämlich die Linthfrage auf dem grünen Tisch zu halten. Angesichts aller anderen Probleme ist das schon ein kleiner Erfolg. Dazu beigetragen haben einmal die Männer, die sich des Linthproblems schon in der Helvetischen Gesellschaft angenommen hatten. Zum andern stehen die Betroffenen von Walenstadt, von Niederurnen und Bilten, von Mollis dafür ein, mit hoher Dringlichkeit etwas zu tun.

Das Linthgeschäft weist in den Jahren der Helvetik tatsächlich einige Komponenten auf, die meist nicht dermassen im Vordergrund stehen wie Krankheiten und Versumpfungen.

Das Linthgeschäft, das schon vor 1798 eine «patriotische» Dimension hatte (J. R. Steinmüller), erhielt mit der Helvetik darüber hinaus eine patriotisch-politische. So sahen es die Patrioten des Kantons Linth. Für Zwicky und Heussy entpuppt sich die Linthkorrektion als Mittel, im Kanton Linth Verfassungstreue und Verfassungsfreude herbeizuführen. So betrachteten sie das Linthwerk als ein helvetisches Unternehmen, als Unternehmen im Sinn der helvetischen Verfassung: Eigentumssicherung. Als politisches Instrument hat das Linthgeschäft sicherlich die Realisierung des Linthwerks nach 1803 beschleunigt.

Guisan sah im Linthkanal in allererster Linie einen Akt der Selbstbestätigung, den Akt einer aufgeklärten Nation. Sein Bericht atmet demzufolge noch etwas, nämlich den Geist des Fortschritts. Und erst dann erscheinen die Arbeitsbeschaffung, die Schiffbarmachung der Linth, die «grosse Ökonomie» des Kriegsministers ...

Merkwürdig ist eigentlich nur, dass im Zusammenhang mit den Wildbächen nirgendwo die Frage nach der Waldbewirtschaftung aufkommt, nicht einmal indirekt. War man dafür blind? Vielleicht ist der riesige Holzbedarf[35] jener Zeit als Begründung anzuführen. Man konnte auf Holz nirgendwo verzichten – und immerhin bannten die Tagwen einzelne Wälder für 10, 20, 30 Jahre schon sehr früh. Gleichviel, die Wälder waren übernutzt. Und doch stieg der Verbrauch von Holz mit der wachsenden

Bevölkerung, die sich im 18. Jahrhundert ungefähr verdoppelt hatte, eher noch an!

Die Klagen der Kaufleute gilt es besonders zu notieren, weil neben den ausgebildeten Ärzten offenbar nur die Kaufleute in den Glarner Distrikten einem in Ansätzen organisierten Berufsstand angehörten. Überraschenderweise hielten sie sich jedoch in der Frage des Linthgeschäfts eher zurück – Heussy gehörte nicht zu den Gross- und Fernkaufleuten. Als neue Bürger, als wahre Bürger und als «Menschenfreunde» erwiesen sich zuallererst ein aufgeklärter Pfarrer oder ein Arzt (Dr. Zugenbühler).

Unverständlich am Ende, dass von den Leuten aus dem Gaster bis 1803 fast gar nichts zu hören ist.

Mit der Rückkehr stabiler Verhältnisse war es nach 1803 – gerade weil die Helvetik das Linthgeschäft nicht aufgegeben hatte, und dank «helvetischer» Männer an der Spitze der Tagsatzungskommission – möglich, schnell, zielgerichtet und entschieden vorzugehen und mit dem Linthwerk den «herrlichen Lebensbaum» (H. C. Escher) in der Linthebene neu zu pflanzen.